

Zum ersten Mal seit über 700 Jahren hat mit Benedikt XVI. ein Papst sein Amt aufgegeben – aus freien Stücken? Vatikan-Kenner Andreas Englisch deckt die Hintergründe für diese aufsehenerregende Entscheidung auf. Vor allem aber stellt er den neuen Papst vor und beschreibt die Revolution, die sich seit seinem Amtsantritt im Vatikan vollzieht: wie Franziskus mit jahrhundertealten Privilegien und der Cliquenwirtschaft im Vatikan bricht; wie er die Korruption der Vatikanbank stoppen will; wie die Botschaft des »Papstes der Armen« aussieht und welche Änderungen er in der katholischen Kirche und ihrer Lehre vornehmen will.

ANDREAS ENGLISCH ist der bekannteste deutsche Vatikan-Korrespondent. Er ging 1987 in das Büro des Springer-Auslandsdienstes in Rom, dessen Leiter er 1992 wurde. Neben seiner Arbeit als Italien- und Vatikan-Korrespondent hat er Romane und Sachbücher verfasst, die in neun Sprachen übersetzt wurden.

ANDREAS ENGLISCH BEI BTB
Der Wunderpapst. Johannes Paul II. (74454)

ANDREAS ENGLISCH

FRANZISKUS

ZEICHEN DER HOFFNUNG

Vom Erbe Benedikts XVI.
zur Revolution im Vatikan

btb



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2015,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2013, 2014 by C. Bertelsmann
Verlag, München in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München
nach einem Umschlagentwurf von *buxdesign*, München

Umschlagfoto: © Alessandro Bianchi / Reuters

Bildredaktion: Dietlinde Orendi

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74880-8

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

*Für meine Frau Kerstin
und meinen Sohn Leonardo
und voller Dank für Seine Exzellenz
Bischof Marcelo Sánchez Sorondo,
ohne dessen Hilfe dieses Buch
nicht entstanden wäre*

Inhalt

Die Sensation Franziskus	9
Der verhängnisvolle Schreibtisch	26
Korruption und Geldwäsche in Vatikan und Kirche	30
Der Fall Gabriele und die Folgen	45
Starker Papst – schwacher Papst	49
Der Vatikan und die Vereinigten Staaten von Amerika	63
Der Rücktritt	70
Warum dankt der Papst ab?	85
Das Gefängnis des Joseph Ratzinger	108
Schatten über dem Konklave	112
Exkurs: Kirche und Sex	117
Wenn Kardinäle den Papst nicht wählen wollen	122
Gespenster im Konklave	126
Das Hotel der Kardinäle	142
Stiller Abschied vom Pontifikat	153
Castel Gandolfo	163
Im Vorfeld des Konklaves	169
Kandidaten 1: Die Italiener	184
Kandidaten 2: Die Amerikaner	186
Kandidaten 3: Die Deutschen	193
Kandidaten 4: Die Afrikaner	197
Kandidaten 5: Die Lateinamerikaner	198
Hoffen und Bangen in der Kurie	200
Das Konklave beginnt	206

- Der argentinische Jesuit 216
Bergoglio und die Theologie der Befreiung 224
Das Prinzip Bergoglio 231
Begegnung in Brasilien 234
Sohn des peronistischen Argentiniers 242
Berufung zum Dienst an Gott 249
Exkurs: Die Probleme Deutschland und Israel 256
Das Kreuz des Franziskus – irgendwas bleibt immer
hängen 264
Die letzte große Schlacht: Bergoglio gegen Kirchner 271
Begegnung zweier Päpste 278
Ostern 2013: Neue Töne im Vatikan 282
Der Papst packt an 291
Wenn der Papst die Tür zuschlägt 300
Der Sturm in der Bank Gottes 308
Der Nervenkrieg der beiden Päpste 313
Das Geheimnis von Papst Franziskus 322
Der Weltjugendtag in Rio de Janeiro 2013 326
Ein unerwarteter Abstecher 329
Ein Papst für die Armen 333
Gott in der Brandung 340
33 Jahre zuvor 345
»Homosexuelle sind Brüder« 352
Bergoglio gegen Ratzinger 363
Mit dem Rücken zur Wand 369
Der politische Papst 378
Der Fall Tebartz-van Elst 382
Ärger mit dem Sex 391
Ökumene: Was uns eint, nicht, was uns trennt 397
Päpstliche Feinde? 404
Neue Männer der Kirche 410
Ein Papst, der kämpft 425

Bildnachweis 429

Die Sensation Franziskus

Mittwoch, 13. März 2013. Sixtinische Kapelle. Vatikanstadt. Es ist 16.30 Uhr, als die Kardinäle nach der Mittagspause unter den weltberühmten Fresken von Michelangelo Buonarroti in die Kapelle zum vierten Wahlgang einziehen. Trotz der Stille in der Kapelle ist deutlich zu spüren, dass etwa 30 von ihnen von nackter Angst gepackt werden – so werden das später mehrere Kardinäle beschreiben. Es sind die etwa 30 Kurienkardinäle, die ständig in Rom wohnen und die Kirchenregierung, die Kurie, stellen. Sie wissen, dass sie jetzt vor allem eines unbedingt verhindern müssen: in Panik zu geraten. Was sie fürchten, darf auf keinen Fall eintreten: dass der Mann, der bereits im Jahr 2005 etwa 40 Stimmen bekam, der nächste Papst wird. Was sie auf Teufel komm raus verhindern müssen, ist die Wahl des Jorge Mario Bergoglio.

Die Kurienkardinäle erinnern sich gut an Bergoglio. Viel zu gut. Der Argentinier kam immer ungern nach Rom, aber wenn er kam, dann immer aus dem gleichen Grund: weil die Kurie ihm das Leben in Buenos Aires wieder einmal unmöglich gemacht hatte. Und sie hatten es ihm oft unmöglich gemacht! Bergoglio hatte die unangenehme Eigenschaft, dass er nicht einfach mit sich machen ließ, was die Kurie vorhatte. Wenn sie ihm wie-

der Ärger bereitet hatte, dann reiste er an, scheute nicht den Streit und besorgte sich einen Termin beim Papst. Zum Unglück der Kurie erfreute sich Bergoglio großer Wertschätzung sowohl von Johannes Paul II. als auch von Benedikt XVI. Streit war also vorprogrammiert, sobald Bergoglio in Rom war, und der Kardinal aus Buenos Aires hielt ihn aus.

Der entscheidende Konflikt war erst einige Monate her. Monsignore Ettore Balestrero, Zweiter Sekretär in der Abteilung des Staatssekretariats, das zuständig war für die Beziehung zu den Staaten, hatte Bergoglio attackiert. Dazu muss man wissen, dass Balestrero nichts anderes war als der verlängerte Arm des großen Bosses, des Kardinalstaatssekretärs Tarcisio Bertone. Wenn also Balestrero auf einen Kardinal losging, dann steckte Bertone dahinter – alle wussten das. Balestrero hatte Bergoglio wieder einmal vorgeworfen, dass dieser die besten Priester immer in die Slums schickte statt in die teuren Eliteschulen der katholischen Kirche für die Oberschicht oder in die Pfarreien der eleganten Stadtviertel von Buenos Aires oder gar nach Rom, wo wegen des Priestermangels dringend Nachwuchs gebraucht wurde. Wegen dieses Punktes gab es Ärger seit der Ernennung Bergoglios zum Erzbischof von Buenos Aires, also seit 1998. Bergoglio persönlich ging mit den Priestern in die Slums, jahrzehntelang, selbst dahin, wohin sich nicht einmal die Polizei traute. Bergoglio lehnte immer alle Eskorten ab, er nahm seine Priester mit und stellte sie den armen Leuten vor. Nie war Bergoglio ein Haar gekrümmt worden. Er hatte mit den Ärmsten Mate getrunken, den typischen Aufguss aus den Blättern des Matestrauchs, über viele Jahre hinweg. Die Ärmsten wussten, dass Bergoglio ihr Bischof war, und

deswegen schützten sie seine Priester und nahmen sie auf. Selbst dort, wo sich Drogenbanden Feueregefechte lieferten, wo es um viel Geld ging, konnten Bergoglio und seine Priester nach Belieben kommen und gehen. Sie waren Männer Gottes, und selbst die schlimmsten Verbrecher akzeptierten das.

Aber die Kurie sieht das anders. Weil Bergoglio sich um die Armen kümmert, gilt er als Versager, als Mann, der keine Ahnung hat, wie man eine Diözese lenkt. Balestrero lässt durchblicken, dass Bergoglios Tage gezählt sind. Angesichts seiner Haltung werde sein Rücktritt vom Amt des Erzbischofs von Buenos Aires, der kurz bevorstehe, auf jeden Fall angenommen werden. Jorge Mario Bergoglio wurde am 17. Dezember 1936 geboren, mit Vollendung des 75. Lebensjahres im Dezember 2011 muss er also, wie jeder andere Kardinal oder Bischof auch, seinen Rücktritt anbieten. In der Regel geschieht dies erst mit einigen Monaten Verzögerung. Balestrero lässt wissen, dass Bergoglios Amtszeit auf keinen Fall verlängert wird, wie das bei anderen Bischöfen oft der Fall ist. So ist etwa der Kölner Erzbischof Joachim Kardinal Meisner drei Jahre älter als Bergoglio, aber immer noch im Amt. Für Bergoglio aber sei noch vor Beginn des Sommers 2013 Schluss. Er habe nur noch ein paar Monate Amtszeit vor sich, das immerhin garantiert Balestrero im Namen von Tarcisio Bertone.

Der Hass auf Bergoglio hängt nicht nur mit seinem Kampf für die Armen zusammen. Es gibt einen zweiten Grund, der noch schwerer wiegt, auch wenn das lächerlich erscheint. Jorge Mario Bergoglio ist die lebende Anklage gegen die Kurie und gegen fast alle Kardinäle und 5000 Bischöfe der Welt. Im Vatikan weiß jeder, was Bergo-

glio darüber denkt, dass die Kurienkardinäle im Besonderen, aber auch fast alle anderen Kardinäle und Bischöfe sich von Ordensfrauen bedienen lassen, von einer mehr als 10 000 Frauen umfassenden Armee von Haushälterinnen, die fast alle Nonnen sind. Papst Benedikt konnte sich über die Dienste von gleich vier Ordensfrauen von *Comunione e Liberazione* (CL) freuen. Bergoglio hat keine einzige Nonne als Haushälterin. Das allein wäre nicht so schlimm, wenn er wenigstens die Klappe halten würde, aber das tut er nicht. Er sagt bei Treffen im Vatikan ganz offen, dass die Ordensfrauen, die in den Küchen der Kardinäle kochen, Wäsche waschen, Betten beziehen, Geschirr abwaschen und Kaffee für den Fahrer des Bischofs aufbrühen, das tun sollten, wofür sie eigentlich Nonnen geworden sind: das Evangelium verkünden, Kinder beschützen, Alten beistehen, Gottes Liebe zeigen. Diese Kritik, so simpel sie auch erscheinen mag, sorgt für blankes Entsetzen im Staat des Papstes. Kein Kardinal braucht echten Ärger zu fürchten, wenn er seine Geldgeschäfte über die wegen mutmaßlicher Geldwäsche in Verruf geratene Vatikanbank IOR abwickelt, aber über die Abschaffung der Gratis-Dienstboten aus den Frauenorden zu rasonnieren ist eine unverzeihliche Todsünde – und Bergoglio begeht sie immer wieder.

Balestrero lässt keinen Zweifel daran: Bergoglios Kirchenkarriere ist aus und vorbei. Die Kurie steht also kurz davor, Bergoglio endlich loszuwerden – und jetzt das: Im dritten Wahlgang hat er über 50 Stimmen auf sich versammelt. Ausgerechnet der Mann, der schon abgeschoben ist, kann jetzt doch nicht etwa der nächste Papst werden! Lächerlich, wiegelt Kardinalstaatssekretär Tarcisio Bertone ab. Die Wahl Bergoglios ist ausgeschlossen. Alles hatten

Bertone und sein Freund Angelo Kardinal Amato, Chef der päpstlichen Kongregation für Selig- und Heiligsprechungen, in den vergangenen Jahren getan, um Bergoglio zu verhindern. Bertone und Amato lernten sich in der Glaubenskongregation kennen, sie sind beide Salesianerpater. Sie haben mit sanftem Druck auf den Papst ein Kardinalskollegium zusammengestellt, das eine Wahl Bergoglios unmöglich machen soll. Sie haben sehr gut und sehr gründlich gearbeitet. Zumindest glauben sie das. Sind nicht alle erklärten Gegner Bergoglios Kardinal geworden, wie der Kanadier Marc Ouellet, der Chef der Kongregation für die Bischöfe, der angesehene Fachmann der von Joseph Ratzinger gegründeten Zeitschrift *Communio*? War es nicht Ouellet, der Bergoglios Ansichten, seine aktive Umsetzung einiger Ideen der Theologie der Befreiung mit aller Macht bekämpft hat? War es nicht ein Hauptanliegen Joseph Ratzingers gewesen, die Protagonisten der Theologie der Befreiung, wie den Franziskaner Leonardo Boff, zu bekämpfen? So hatte im Jahr 1985 Ratzinger den Theologen Boff dazu gezwungen, wegen seines Buches *Kirche – Charisma und Macht* ein Jahr lang zu schweigen. Was der Kurie Kopfschmerzen bereitet, ist der Umstand, dass Ratzinger zwar die Theologie der Befreiung hart bekämpft, aber ein Bewunderer Bergoglios ist. Er versäumte es nie, über Bergoglio zu sagen, dass er ihn für einen Heiligen hält.

Aber Joseph Ratzinger ist nicht im Konklave, und da ist nicht nur Ouellet, der helfen kann, ein Bollwerk gegen Bergoglio zu errichten, da sind vor allem die 28 Kardinäle aus Italien. Das war Bertones Meisterstück: Männer, die gemessen an einem Genie wie dem Philosophieprofessor Bergoglio kaum bis drei zählen können, zum Kar-

dinal machen zu lassen. Es sind Bischöfe, die nur deshalb Kardinäle wurden, weil der Vatikan eben in Italien liegt und die Macht der Kurie zahlreiche italienische Kardinäle durchsetzen kann. Es ist in ihrem Interesse, dass kein Papst aus Lateinamerika gewählt wird, sondern ein Mann der Kurie, sodass alles beim Alten bleibt, vor allem die Italiener im Staatssekretariat wollen die Macht behalten. Hilfe gegen die Lateinamerikaner erwarten die Kurienkardinäle auch von dem ergebenen Ratzinger-Anhänger, dem US-Amerikaner William Levada, den Ratzinger als Nachfolger auf dem Chefsessel der Glaubenskongregation wollte. Levada soll die ganze US-amerikanische Gruppe von immerhin elf Kardinälen gegen Bergoglio in Stellung bringen.

Tarcisio Bertone lässt kurz vor dem vierten Wahlgang seinen Blick noch einmal durch die Sixtinische Kapelle wandern, um den Kardinälen eindringlich in die Augen zu schauen und sie an eine simple Tatsache zu erinnern: Die Hälfte von ihnen sitzt nur deswegen hier, weil Bertone es so wollte. Jetzt ist die Stunde gekommen, in der die Rechnung präsentiert wird. Sie müssen ihm einfach den Rücken stärken und Bergoglio verhindern. Seit Beginn seiner Amtszeit vor sieben Jahren hat Tarcisio Bertone maßgeblich entschieden, wer Kardinal werden darf und wer nicht. Er will ein Kardinalskollegium, das dasteht wie eine Burg, um Jorge Mario Bergoglio zu verhindern.

In der Kurie kennen alle Bergoglios Spitznamen, sie nennen ihn den »alten Jesuiten«. Das tun sie, weil er im Unterschied zu den neuen Jesuiten kein Mann ist, der seine Zeit am liebsten mit den Wissenschaften verbringt, sondern einer der Jesuiten vom alten Schlag, die Lateinamerika mit aufgebaut und nicht vergessen haben, dass

der Gründer des Ordens, Ignatius von Loyola, vor allem eines war: ein Soldat Gottes. Und genau so verhält er sich. Trotz aller Freundlichkeit und Demut, trotz seiner eindrucksvollen Bescheidenheit und Einfachheit ist er ein Krieger, ein Krieger, der einstecken kann, wenn er einstecken muss, der aber auch austeilern kann, wenn er es für nötig hält.

Der Streit der Kurienkardinäle mit Bergoglio war im Laufe der Jahre so heftig geworden, dass sie schließlich die extreme Entscheidung trafen, die sie immer treffen, wenn es mit einem Kardinal beim besten Willen nicht geht: Sie boten ihm einen Posten in der Kurie an, einen guten Posten, er sollte einer von ihnen werden. Er sollte den Chefsessel der Kongregation für den Klerus bekommen. Dann konnte er sich weltweit mit rebellischen Priestern herumschlagen, wie er aus Sicht der Kurie selber einer war. Doch dann geschah etwas, das eigentlich gar nicht hätte passieren dürfen: Er lehnte ab. Die Kurie konnte es nicht fassen. Normalerweise kann es Kardinälen aus weit entfernten Weltgegenden wie Argentinien gar nicht schnell genug gehen, nach Rom zu kommen. Doch Bergoglio wollte partout nicht. Er durchschaute das Spiel, dass die Kurie immer wieder versuchte, unliebsame Kandidaten nach Rom zu locken. So war es mit dem einst brillanten Bischof Emmanuel Milingo geschehen, dem Erzbischof von Lusaka, der sich nach Rom auf den Posten des Päpstlichen Rats für die Seelsorge der Migranten hatte abgeben lassen und daran zerbrochen war. Bergoglio ließ sich nicht verführen, er wollte einfach in Argentinien bleiben, und die Kurienkardinäle fragten sich die ganze Zeit, warum er sich das eigentlich antat. Statt im Zentrum der kirchlichen Macht in Rom bequem dem Ruhestand entge-

genzusehen, musste er in Buenos Aires eine Schlacht nach der anderen schlagen, gegen die eigenen Leute, vor allem gegen die Brüder aus dem eigenen Orden, aber auch gegen die Regierung und gegen eine ganze Armee von Kritikern. Wenn es für die Kurienkardinäle einen Albtraum gibt, dann heißt der Bergoglio.

Vor dem vierten Wahlgang erklärt Bertone die Marschrichtung. Angelo Kardinal Scola soll der nächste Papst werden, das scheint die beste Lösung zu sein. Die Kardinäle wissen, dass sie schlicht und einfach weitermachen können, indem sie den Erzbischof von Mailand oder den Patriarchen von Venedig zum Papst wählen. Das hatte man über viele Jahrhunderte immer wieder getan, und es hatte gut geklappt. Der Zufall will, dass der derzeitige Mailänder Erzbischof Angelo Scola auch schon Patriarch von Venedig gewesen war. Im ersten Wahlgang sollte Angelo Scola etwa ein Viertel der Stimmen bekommen. Bertone ist enttäuscht und fragt sich: Warum so wenige?

Scola hat einen Fehler gemacht, einen schweren Fehler. Seit seiner Ankunft in Rom hatte sich Scola nicht wie ein normaler Kandidat aufgeführt, sondern so, als wäre er bereits der nächste Papst. Die übrigen Kardinäle hatten mit Befremden mit angesehen, wie Scola sich wie eine Majestät verkaufte. Er bemühte sich sogar, einen wichtigen gegen ihn erhobenen Vorwurf zu entkräften: Scola predigt oft so kompliziert, dass ihn keiner mehr versteht. Sobald er jedoch in Rom angekommen war, hielt er extrem volksnahe Predigten. Zu seiner Siegesgewissheit hatte er auch allen Grund; Tarcisio Bertone hatte ihm schließlich versprochen, dass er gewählt werden würde. Dass Bertone einen Ersatzkandidaten in petto hat, den langjährigen brasilianischen Kurienkardinal Odilo Pedro Scherer,

verschweigt er Angelo Scola. Keinen Zweifel aber hat Bertone daran, dass er die Kontrolle über die absolute Mehrheit der Kardinäle hat. Sie müssen einfach den wählen, den er ausgesucht hat. Schließlich hat er die Mehrheit der 115 Kardinäle in ihr Amt gehievt. Es sei denn... Aber diesen Gedanken wagt Tarcisio Bertone wohl kaum zu Ende zu denken. Es sei denn, sie kehrten ihm ausgerechnet jetzt den Rücken und verrieten ihn, wie Judas das einst mit Jesus gemacht hatte. Aber das werden sie nicht, lässt Bertone seine Sympathisanten wissen. Sie werden Bergoglio verhindern.

Doch die Kardinäle spüren, dass es noch ein anderes Problem gibt als Scolas Arroganz. Nicht einmal die Italiener stehen einmütig hinter Angelo Scola. Die italienischen Kardinäle, immerhin 28 an der Zahl, treten im Konklave keineswegs als geschlossener Block auf, sondern scheinen vollkommen zerstritten zu sein. Viele von ihnen fürchten, dass Scola dem ehemaligen Landesvater der Lombardei, Roberto Formigoni, viel zu nahe gekommen ist. Am 16. März 2012 hatte der unter Korruptionsverdacht stehende Formigoni, damals noch Präsident der Lombardei, die Unterstützung von Angelo Scola eingeklagt und verlangt, dass Scola seine Integrität unter Beweis stelle, nach allem, was er für ihn getan habe. Kurz vor dem Konklave, am 12. Februar 2013, war Formigoni von der Staatsanwaltschaft sogar des organisierten Verbrechens beschuldigt worden. Kann man einen Mann zum Papst wählen, der ein Freund eines mutmaßlich korrupten Politikers ist? Die Mehrheit der Kardinäle ist wohl der Meinung, dass das nicht geht.

Doch der vierte Wahlgang bringt eine Sensation. Angelo Scola hat keine Chancen mehr. Bei der Auszäh-

lung der Stimmen schallt immer wieder derselbe Name durch die Sixtinische Kapelle: »Bergoglio«, »Bergoglio«, »Bergoglio« ... Bergoglio erreicht über 70 Stimmen. Die Mehrheit ist zum Greifen nahe. Jetzt bricht bei Bertone die blanke Panik aus, Schweiß steht auf seiner Stirn. Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Wozu hat er denn die Kardinäle so sorgfältig ausgewählt? Doch nicht deshalb, damit so was hier geschieht!

Noch einmal versucht Bertone zu beschwichtigen, es gibt einen Hoffnungsschimmer. Hat Bergoglio nicht schon einmal gekniffen, damals im Jahr 2005 während der Papstwahl? Er hatte knapp 40 Stimmen auf sich versammelt, gegen den großen Favoriten Joseph Ratzinger. Und dann hatte er plötzlich die Kardinäle gebeten, ihn nicht mehr zu wählen, und aufgegeben. Bis heute weiß niemand, warum er das getan hatte. Fürchtete er damals, dass alte Vorwürfe ihn einholen könnten, wonach er die beiden Jesuitenpater Franz Jalics und Orlando Yorio, also eigene Leute, 1976 während der Zeit der Militärdiktatur in Argentinien an die Behörden ausgeliefert haben soll? Jalics und Yorio waren daraufhin fünf Monate lang inhaftiert und gefoltert worden. Wollte er der Kirche diesen Skandal ersparen? Oder hatte es einen anderen Grund gegeben? Schreckte er davor zurück, sich dem weit bekannteren Joseph Ratzinger in den Weg zu stellen?

Die Mehrheit der Kurienkardinäle um Tarcisio Bertone weiß, dass dieser sich in Wirklichkeit nur an einen Strohalm klammert. Bergoglio hat dieses Mal ganz klar gesagt, dass er die Wahl zum Papst annehmen wird. Während der Kardinalskongregationen sprach er über die Erfüllung von Pflichten und erklärte, dass das auch für ihn gilt, wenn Gott es von ihm verlangt. Auch wenn

Bertone es einfach nicht wahrhaben will: Es scheint der für ihn schlimmste Fall einzutreten – Bergoglio sträubt sich nicht, er will tatsächlich Papst werden.

Aber noch ist es nicht zu Ende. Der fünfte Wahlgang allerdings könnte Bergoglio zum Papst machen. Jetzt kommt es darauf an, das um jeden Preis zu verhindern. In aller Eile versuchen die Kurienkardinäle einen Kompromisskandidaten aus dem Hut zu zaubern, irgendeinen, der möglichst rasch möglichst viele Stimmen auf sich vereinigen kann. Die Gruppe um Bertone versucht trotzdem Ruhe zu bewahren. Die Kurienkardinäle sagen sich: Wir werden Bergoglio schon noch aufhalten, so schlimm war das, was wir unter Benedikt XVI. angerichtet haben, nun auch wieder nicht. Wir haben genug Unterstützung in den eigenen Reihen, allzu groß wird der Hass auf uns schon nicht sein. Doch da irren die frommen Herren. Vor allem die elf Kardinäle aus den USA, darunter auch William Levada, den Bertone für einen Freund hielt, und die Kardinäle aus Deutschland machen kein Geheimnis daraus, dass sie Bergoglio durchsetzen wollen. Bertone wird immer flauer im Magen.

Jorge Mario Bergoglio hatte viel Ärger mit ihm, vor allem wegen seines Dauerstreits mit der argentinischen Präsidentin Cristina Fernández de Kirchner. Im Staatssekretariat gibt es reihenweise Männer, die bei dem Gedanken an Bergoglio Schweißausbrüche bekommen. Der Argentinier machte keinen Hehl daraus, was er davon hielt, dass Benedikt XVI. mit dem Kriegsherrn George W. Bush im Weißen Haus ausgerechnet seinen Geburtstag gefeiert und diesen wenige Monate später noch einmal mit allem Pomp im Vatikan empfangen hatte. Denselben Bush, den Johannes Paul II. mit allen ihm zur Verfügung stehen-

den Mitteln bekämpft hatte, um die Kriege im Irak und in Afghanistan zu verhindern. Wie konnte Benedikt XVI. das nur tun? Im Vatikan lässt sich nicht mehr geheim halten, was viele Kardinäle wissen, auch Jorge Bergoglio: dass mehrere Priester die Kirche verlassen haben wegen einer fröhlichen Geburtstagsfeier des Papstes im Weißen Haus mit George W. Bush, die Kardinalstaatssekretär Tarcisio Bertone arrangiert hatte.

Als die Stimmen des fünften Wahlgangs ausgezählt werden, sinkt die Hoffnung der Kurienkardinäle zusehends. »Bergoglio«, »Bergoglio«, »Bergoglio«, klingt es immer wieder durch die Sixtinische Kapelle. Jetzt können die Kurienkardinäle ihr Entsetzen kaum mehr verbergen. Tarcisio Bertone kann es einfach nicht fassen. Ausgerechnet Jorge Mario Bergoglio, der schon ein für alle Mal erledigt schien, in Lateinamerika, in seinem Jesuitenorden, im Kirchenapparat – dieser Mann sollte sich tatsächlich gegen den Willen des erfolgreichen Kardinalstaatssekretärs durchsetzen? Ein Mann, den der eigene Orden von seinem Leitungsposten als Provinzial und Chef der Jesuiten Argentiniens abgesetzt hatte, der vor seiner Ernennung zum Erzbischof nichts war als der Verwalter eines schäbigen kleinen Exerzitenhauses. Ausgerechnet dieser Mann sollte jemanden wie ihn, Tarcisio Bertone, hinwegfegen, der glaubte, zusammen mit der Kurie Weltgeschichte geschrieben zu haben? Er tat es.

Das Ergebnis des fünften Wahlgangs ist eine einzige Katastrophe für die Kurie. Bergoglio bekommt sogar mehr Stimmen als Ratzinger 2005. Es werden letztendlich 88 sein, nur knapp 30 Kardinäle stimmen nicht für ihn. Den Kurienkardinälen hat niemand geholfen, keiner erbarmte sich ihrer.

»Es war ein Bumerang für die Kurie«, sagte mir nach der Wahl einer der engsten Vertrauten Bergoglios in Rom. »Die Kurie hat alles getan, um ihn zu verhindern, sogar das Kardinalskollegium so umbesetzt, dass seine Wahl unmöglich werden sollte, aber dabei haben sie es so übertrieben, dass selbst die, die Bergoglios Wahl verhindern sollten, sich von der Kurie abgewendet haben und Bergoglio schließlich gewann. Nur die etwa 30 Kurienkardinäle haben ihn nicht gewählt.«

Dann kommt es noch schlimmer für die Kurie an diesem Mittwoch. Das Oberhaupt der Kardinäle, Kardinal Giovanni Battista Re, fragt Bergolio, ob er die Wahl annehme. Das tut er und gibt dann eine überraschende Antwort auf die Frage, wie er sich nennen wolle: »Franziskus.« Noch nie hieß ein Papst Franziskus. Das ist ein Paukenschlag. Ausgerechnet ein Papst nennt sich nach dem Hungerleider aus Assisi. Was für eine kolossale Ohrfeige das für die Kurie bedeutet, versteht auf Anhieb jeder, der wenigstens zum Kreis der Gäste gehörte, die in der Vergangenheit an den Festivitäten der Kurie teilnehmen durften. Der langjährige Kardinalstaatssekretär Angelo Sodano, der die Kurie maßgeblich prägte, ließ etwa zur Feier des Beginns seiner Amtszeit ein komplettes Orchester zu einem prächtigen Fest in die vatikanischen Gärten einfliegen. Den Kurienkardinälen, die ihre Mercedes-S-Klasse-Limousinen schätzen, schaudert bei der Vorstellung, was der neue Papst in wenigen Minuten vor den Gläubigen wohl sagen wird.

Zunächst zieht sich Franziskus als erster Papst der Geschichte nach seiner Wahl in die Paulinische Kapelle zum Gebet zurück, erst dann geht es los. Mehr als 200 000 Menschen haben sich auf dem Petersplatz ver-

sammelt, nachdem sich die Nachricht verbreitet hatte, dass weißer Rauch aufgestiegen war. Der Regen hatte die Menge immer wieder durchnässt. Dennoch waren die Menschen nicht müde geworden, auf den Platz zu strömen. Jetzt klatschen sie erst einmal, als die Musikkapelle des Vatikans und die Carabinieri aufmarschieren. Um 19.07 Uhr war der weiße Rauch aufgestiegen, jetzt ist es fast 20 Uhr. Wenige Minuten vor dem Auftritt des neuen Papstes hört es endlich auf zu regnen. Die Italiener halten ihre Fahnen in der Hand, um einen ihrer Stars, Angelo Scola oder Tarcisio Bertone, feiern zu können. Die Brasilianer schwenken Fahnen, sie rechnen damit, dass Odilo Pedro Scherer, der Kardinal von São Paulo, als neuer Papst auf den Balkon kommen wird.

Dann tritt Kardinal Jean-Louis Tauran auf den Balkon des Petersdoms und verkündet, worauf die Welt gewartet hat: »Annuntio vobis gaudium magnum, habemus Papam!« (»Ich verkünde euch eine große Freude: Wir haben einen Papst!«) Dann sagt Tauran den Satz, der sich erst endlos zu dehnen scheint, bis endlich der Name des neuen Papstes fällt: »Eminentissimum ac Reverendissimum Dominum Georgium Marium...« Das war schon mal der Vorname des neuen Papstes, Georgius Marius. Schweigen auf dem Platz. Wie bitte, Georgius Marius? Wer heißt denn mit Vornamen so? Der Spitzenkandidat der Italiener heißt Angelo, ein anderer aus Kanada Marc. Dann hätte Tauran aber »Angelum« oder »Marcum« sagen müssen. Tauran spricht immer noch, es dauert, bis er zum Nachnamen kommt: Erst muss er noch den Titel nennen, »Santae Romanae Ecclesiae Cardialem«, und dann endlich: »Bergoglio.« Die Massen von Gläubigen, die auf dem Platz und der dorthin führenden Via della

Conciliazione warten, erstarren in Stille. Georgius Marius Bergoglio. Wer ist das denn? Nur ganz vorn schwenkt ein kleines Grüppchen eine Fahne, die Nationalflagge Argentiniens. Dann spricht Kardinal Tauran weiter: »qui sibi nomen imposuit Franciscum« (»der sich den Namen Franziskus gab«). Jetzt brandet Applaus über den Platz. Ein Kollege steht neben mir und schaut mich ungläubig an. Der erste Papst in der Geschichte, der sich den Namen des heiligen Franziskus gibt. Der erste Papst in der Geschichte der Kirche, der aus der Gesellschaft Jesu kommt, der ein Jesuit ist.

Dann kommt Franziskus auf den Balkon, und die ganze Welt erwartet eine bedeutsame Geste, aber der Mann aus Buenos Aires sagt etwas so Naheliegendes, dass niemand es erwartet hätte: »Buona sera« – »Guten Abend.« Er spricht so bescheiden, als wollte er sich entschuldigen, dass er einen ruhigen Fernsehabend gestört hat. Dann nimmt er sich selber auf die Schippe, wie er es schon in der Sixtinischen Kapelle vor den Kardinälen getan hatte. Da hatte er den Kardinälen gesagt, dass er darauf hoffe, dass »Gott ihnen vergeben möge« dafür, dass sie ihn, Jorge Mario Bergoglio, zum Papst gewählt haben. Auf dem Balkon sagt er nun: »Es scheint, meine Mitbrüder, die Kardinäle sind fast bis ans Ende der Welt gegangen, um ihn zu holen.« Dann entschließt er sich zu einer Geste, die keiner seiner 265 Vorgänger jemals vollzogen hatte: Er spendet nicht der Menge den Segen, sondern er bittet sie darum, den Herrn anzurufen, dass dieser ihn, Bergoglio, segne. Das ist unfassbar, über mehr als ein Jahrtausend hatten Menschen ihr Leben riskiert, um sich in Rom vom Papst den Segen erteilen zu lassen, und jetzt bittet ein Papst die Menge um Fürbitten, dass er gese-

net werde. »In Stille wollen wir euer Gebet für mich halten.« Danach begeht er einen ähnlichen Fauxpas wie der große Karol Wojtyła am Tag seiner Wahl 1978. Wojtyła hatte auf Italienisch sagen wollen: »Wenn ich einen Fehler in der italienischen Sprache mache, werdet ihr mich korrigieren« – und machte in diesem Satz prompt einen Fehler. Jorge Mario Bergoglio betet das Ave-Maria und verwechselt Italienisch mit Spanisch. Statt »con te« – mit dir – sagt er »con ti«, wie es im Spanischen heißt. Am Ende verabschiedet er sich wie ein alter Gemeindepfarrer: »Schlaft gut.«

Rom wird sich jetzt daran gewöhnen müssen, einen Papst zu haben, der um 21 Uhr zu Bett geht, dafür aber um vier Uhr morgens aufsteht. Nach der Zeremonie wartet vor dem Apostolischen Palast der pompöse S-Klasse-Mercedes, den Papst Benedikt XVI. geschenkt bekam, ein Auto, das weit über 100 000 Euro kostet. Doch Papst Franziskus weigert sich einzusteigen, er setzt sich in den Bus, zusammen mit den anderen Kardinälen. Kardinalstaatssekretär Tarcisio Bertone muss sich allein in die schicke Dienstlimousine setzen. Das ist etwas Unerhörtes: Ein Papst fährt Bus, wer hätte das je für möglich gehalten! Auf dem Petersplatz ruft die Menge »Francesco« und »Ber-go-glio.«

Auch ich stand an diesem verregneten Tag in der feiernen Menge auf dem Petersplatz und staunte einfach nur über das, was geschehen war. Der Balkon war längst leer, der neue Papst längst im Gästehaus der heiligen Martha. Ich wollte einfach noch einen Moment die Jubelstimmung genießen. Mein Handy klingelte ununterbrochen. Irgendwann beantwortete ich die Anrufe, und eine Unzahl von Kollegen wollten alle das Gleiche wissen: »Sag doch bitte,

woher hast du das gewusst? Wie zum Teufel konntest du den Tag und die Uhrzeit vorhersagen, wann der neue Papst gewählt wird?« Ich hatte am Vormittag dieses Tages im *Morgenmagazin* der ARD gesagt: »Heute Abend haben wir einen neuen Papst.« Alle hatten mich für verrückt erklärt. Niemand glaubte mir, dass bereits am zweiten Wahltag, schon im fünften Wahlgang der neue Papst gewählt werden würde. Ein alter Freund aus den USA meldete sich: »Gib es zu«, schrie er ins Telefon, »irgend-ein Kardinal hat es dir aus dem Konklave gesteckt, richtig? Niemand konnte damit rechnen, dass es ein so kurzes Konklave geben würde. Du hast einen Tipp bekommen. Sag schon, von wem?« Ich wusste nicht, was ich ihm antworten sollte. Ich wusste, dass es eine Revolution gegen die Kurie geben würde, der Zorn der Kardinäle war gewaltig, ein Anti-Kurie-Mann würde kommen. Ich wusste nicht, wer das sein würde, aber ich wusste, dass der Zorn auf die Kurie und die Empörung unter den Kardinälen so groß war, dass sie sich schnell auf den neuen Mann einigen würden, der einen Erdrutsch auslösen sollte.

Ich hatte keinen Tipp bekommen, ich wusste nur, wie das alles angefangen hatte, was zur Wahl dieses Papstes führte. Und angefangen hatte es mit der Liebe eines Vaters zu seinen Kindern und einem Schreibtisch – aber wie sollte ich das meinen Kollegen erklären?

Der verhängnisvolle Schreibtisch

Aber diese Ereignisse – der Rücktritt von Papst Benedikt XVI. und die überraschende Wahl von Papst Franziskus – nahmen nicht ihren Lauf, wie viele vermuten, aufgrund der kriminellen Energie einiger Verräter in der Kurie. Letzteres sollte erst später hinzukommen. Am 12. Oktober 2012, wenige Monate vor seinem Rücktritt, wird Benedikt XVI. beklagen, dass es »Unkraut« und »faule Fische« in der Kirche gebe. Doch angefangen hat das Unheil, das zum vorzeitigen Ende des Pontifikats von Benedikt XVI. führte, nicht mit krimineller Energie, sondern mit Vaterliebe. Ohne die väterliche Fürsorge des ehemaligen päpstlichen Kammerdieners Angelo Gugel für seine Töchter wäre alles ganz anders gekommen. Gugel ist es, der eine weitreichende Entscheidung herbeiführen wird: die Zahl der Schreibtische im Vorzimmer des Papstes von zwei auf drei zu erhöhen.

Päpstliche Sekretäre, die über so etwas wie das Vorzimmer des Oberhauptes der katholischen Kirche wachen, gibt es bereits im Mittelalter. Die Zahl der Sekretäre variiert jedoch sehr stark. Papst Innozenz VIII. (Pontifikat 1484–1492) verfügte über 24 Apostolische Sekretäre, die unter anderem damit beschäftigt waren, sich mit seinen zahlreichen Kindern (angeblich 16 an der Zahl)

herumzuschlagen. Unter all den Sekretären hatte der Papst meist einen echten Vertrauten, der *Secretarius Papae* oder *Secretarius intimus* genannt wurde. Es handelte sich meist um einen Prälaten, dem der Papst besonderes Vertrauen schenkte. In der Barockzeit nimmt der Kardinalnepot, eine Art Ministerpräsident des Papstes, die Rolle des wichtigsten Sekretärs ein. Papst Paul II. hatte das Amt während seines Pontifikats von 1534 bis 1549 etabliert. Die Päpste beriefen von nun an einen engen Verwandten, häufig einen Neffen, in dieses Amt. Schon während des Barocks wird diese Praxis stark kritisiert, der noch heute gängige Begriff »Nepotismus« (Vetternwirtschaft) geht auf diese päpstliche Praxis zurück.

Seine heutige Form nahm das Vorzimmer des Papstes aber erst nach der Abschaffung des Amtes des Kardinalnepoten im Jahr 1692 an. Seitdem arbeiten die Sekretäre zusammen mit dem Papst die Unterlagen durch, die das Staatssekretariat und die verschiedenen Kongregationen der Kirche an den Papst senden. Alle wichtigen Unterlagen für den Papst, sowohl die privaten als auch alle offiziellen Dokumente der Kurie, wandern seitdem über die Schreibtische im päpstlichen Vorzimmer im Apostolischen Palast.

Jahrhundertlang standen zwei Schreibtische in diesem Vorzimmer, der des ersten und der des zweiten Sekretärs des Papstes. Doch dann kommt der Kammerdiener Angelo Gugel aus Venetien mit Papst Johannes XXIII. nach Rom. Gugel ist ein Familienmensch und mächtig stolz auf seine drei Töchter Raffaella, Carla und Flaviana. Doch im Rom der 80er-Jahre ist es nicht einfach, einen Job für die gut ausgebildeten Frauen zu bekommen. Aber Angelo Gugel arbeitet immerhin im Vatikan, als Kammerdiener

des Mannes, der das Oberhaupt von rund einer Milliarde Katholiken ist. Das größte Problem Gugels ist, dass er zwar viel mit dem Papst allein ist und ihm beim An- und Auskleiden hilft, dessen Koffer für die zahlreichen Auslandsreisen packt und ihn bei Tisch bedient, aber vom Zentrum der Macht, dem Vorzimmer des Papstes, ausgeschlossen ist. Aber in diesem Machtzentrum laufen alle wichtigen Dinge zusammen, auch Informationen über offene Stellen im Vatikan, die für seine Töchter interessant sein könnten.

Angelo Gugel hat Großes vor, er will nicht nur eine, sondern alle drei Töchter im Vatikan unterbringen. Dazu muss er es zunächst einmal in das Vorzimmer des Papstes schaffen. Seinem Drängen, als erster Kammerdiener überhaupt einen eigenen Schreibtisch im Machtzentrum, dem Vorzimmer des Papstes, zu erhalten, kommt Johannes Paul II. schließlich nach.

Kammerdiener Gugel macht sich an die Arbeit. Unermüdlich zieht er Fäden, führt Gespräche, passt auf wie ein Luchs, wenn etwas über seinen Schreibtisch im Vorzimmer des Papstes geht, das für ihn wichtig sein könnte, und das Projekt seines Lebens gelingt am Ende tatsächlich: Raffaella Gugel bekommt einen Job in der Vatikanbank, Carla Gugel in der Verwaltung der Kongregation von Propaganda Fide und Flavia Gugel im statistischen Büro des Vatikans.

Gugel hatte zweifellos Erfolg, doch er hinterlässt ein fatales Erbe, den dritten Schreibtisch im Vorzimmer des Papstes. Auf diesem dritten Schreibtisch des Kammerdieners werden schließlich die Dokumente liegen, die Angelo Gugels Nachfolger Paolo Gabriele gleich kistenweise fortschaffen wird, um zu beweisen, wie korrupt es rund

um den Papst zugeht. Auf diesem Schreibtisch wird auch der Brief landen, der die für Papst Benedikt XVI. so katastrophalen Folgen haben wird. Er kommt aus den USA, aus Washington, geschrieben von dem redlichen Bischof Carlo Maria Viganò.

Korruption und Geldwäsche in Vatikan und Kirche

Das Unheil nimmt mit dem letzten Tag des Jahres 2011 seinen Lauf: Am 31. Dezember stirbt Don Luigi Maria Verzé im gesegneten Alter von 91 Jahren. Der charismatische Gründer des Großkrankenhauses San Raffaele in Segrate bei Mailand galt viele Jahre als ein leuchtendes Beispiel für einen aufopferungsvollen Priester. Doch kurz nach dem Tod von Don Verzé brechen alle Dämme: Mitarbeiter und Weggefährten packen aus und verraten, wer der Priester wirklich war. Er soll mit regelrechten Mafia-Methoden gearbeitet, Drohungen und Erpressungen eingesetzt haben, um Baugrundstücke zu erhalten, die an die Ländereien des Krankenhauses grenzten und deren Besitzer nicht verkaufen wollten. Im Jahr 1976 war Don Verzé wegen Anstiftung zu Korruption zu einer Haftstrafe auf Bewährung verurteilt worden, 1988 wegen Verstoßes gegen das Baugesetz und Missachtung von Baugenehmigungen ein weiteres Mal. Doch damit nicht genug. Der Priester hatte ganz offensichtlich einen fatalen Hang zur Prasserei. Nach seinem Tod tauchten erste Fotos auf, die ihn in Feierlaune im Wellness-Schwimmbad eines Luxusresort in Brasilien zeigen. Er verbrachte dort keineswegs nur seinen Urlaub, die Anlage gehörte zu seinem

Krankenhaus-Imperium. Um nicht die Unbequemlichkeiten eines Linienfluges nach Brasilien auf sich nehmen zu müssen, flog der Priester in einem Privatjet, um komfortabel in sein Resort zu gelangen.

Das flotte Leben des Krankenhausgründers zieht üble Konsequenzen nach sich, nach seinem Tod wird das ganze Ausmaß des Schuldenbergs des Krankenhauses bekannt. Insgesamt fehlen etwa eine Milliarde Euro. Das Krankenhaus ist pleite. Joseph Ratzingers wichtigster Vertrauensmann, Tarcisio Kardinal Bertone, will das Krankenhaus und das Andenken an Luigi Verzé retten und träumt von der Zusammenlegung mehrerer Großkrankenhäuser der katholischen Kirche, darunter auch das Prestigeobjekt des Vatikans, die römische »Policlinico Universitario Agostino Gemelli«.

Was während des Rettungsversuchs des Krankenhauses geschieht, zeigt deutlich die Nachteile einer »absoluten Monarchie« auf. Hier werden entscheidende Positionen nicht nach dem Kriterium der Befähigung besetzt, sondern nach ganz anderen Gesichtspunkten wie Frömmigkeit und vor allem persönliche Verbundenheit mit dem Monarchen, also dem Papst. Ähnlich wie bei den europäischen Königs- und Fürstenhäusern in den letzten Jahrhunderten geht es fast nie darum, was bei Hofe geleistet werden soll und wer dafür befähigt ist, sondern immer nur um eine Frage: Wie komme ich dem Herrscher möglichst nahe?

Die Rettung eines Krankenhauses erfordert großen Sachverstand. Das ist eine Aufgabe für Fachleute. Doch dieser Plan zur Zusammenlegung der Krankenhäuser liegt zu Beginn des Jahres 2012 in der Hand des 77-jährigen Tarcisio Kardinal Bertone, eines Mannes, der als Priester

dafür ausgebildet wurde, Achtjährige auf die Kommunion vorzubereiten, und der sich in der Moraltheologie auskennt, aber nicht im Verwaltungswesen einer Großklinik. Um seinen Plan, das San-Raffaele-Krankenhaus zu retten, in die Tat umsetzen zu können, benötigt Bertone Geld, viel Geld. Mindestens jedoch sofort 200 Millionen Euro und dann weitere 800 Millionen. Auftreiben soll das Geld natürlich die Vatikanbank, das Istituto per le Opere di Religione, kurz IOR. Der Chef dort heißt Ettore Gotti Tedeschi, ein sehr frommer Mann, der zur Personalprälatur von Opus Dei gehört. Gotti Tedeschi hat einen unschätzbaren Vorteil: Er ist ein enger Freund des Papstes. Benedikt XVI. persönlich holte den Banker zur seit Jahrzehnten durch Skandale erschütterten Vatikanbank.

Natürlich weiß der Banker, dass seine wichtigste Aufgabe darin besteht, die Pläne des Heiligen Vaters zu finanzieren. Pro Jahr nimmt der Vatikan zwischen 250 und 300 Millionen Euro ein, vor allem dank des Peterspfennigs, der direkten Spende an den Papst weltweit. Der Vatikan gibt aber in etwa die gleiche Summe auch wieder aus, in der Staatskasse bleiben meist nicht mehr als fünf bis zehn Millionen Euro als Überschuss übrig. Den größten Batzen der Ausgaben bilden die Gehälter, vor allem für die Angestellten des päpstlichen Radio Vatikan. Der Sender kostet den Papst zwischen 20 und 30 Millionen Euro im Jahr. Mit solchen Zahlen kann ein Mann wie Ettore Gotti Tedeschi jonglieren, aber Kardinal Bertone wollte nicht die eine oder andere Million von ihm, sondern eine Milliarde. Um eine solche Summe aufbringen zu können, müsste der Vatikan mehr als 100 Jahre lang den oben erwähnten Überschuss von rund zehn Millio-

nen Euro erwirtschaften, was extrem unwahrscheinlich ist, weil die Einnahmen der Kirche ständig zurückgehen. Es ist also kein Wunder, dass Gotti Tedeschi die hochtrabenden Pläne ablehnt. Vor allem will der Banker die Unsitte beenden, dass die Kirchenmänner sich in der Vatikanbank bedienen, wie es ihnen gerade gefällt, ohne auf Transparenz und Standards zu achten, die jede gewöhnliche Bank einhalten muss.

Diese Art zu wirtschaften brachte der Vatikanbank eine kaum vorstellbare Demütigung ein. Die Aufsichtsbehörde der Europäischen Union »Moneyval« verdächtigte den Vatikan illegaler Bankgeschäfte und sogar der Geldwäsche. Ausgerechnet der Vatikan, dessen Chef den hochtrabenden Titel des Vikars Jesu Christi tragen darf, bringt es nicht zustande, auf die »White List« zu kommen, das Verzeichnis der Länder, die sich wirksam gegen Geldwäsche einsetzen. Die Schmach ist gewaltig. Der Papst versucht zwar unermüdlich, die ganze Welt von der Morallehre der katholischen Kirche zu überzeugen, diese aber lässt es offenbar zu, dass sich Verbrecher ungestört ihrer Bank bedienen. Ettore Gotti Tedeschi soll diesen unhaltbaren Zustand beenden. Er fühlt sich moralisch auch durch den Papst, der ihn ja selber engagiert hat, gestützt und kann sich im Januar 2012 nicht ausmalen, dass ihm ausgerechnet die Bekämpfung verbrecherischer Machenschaften innerhalb der Kirche zum Verhängnis werden soll.

Es gibt in diesem Januar 2012 noch einen weiteren Mann, der das Gleiche will wie Ettore Gotti Tedeschi, nämlich ausmisten: Bischof Carlo Maria Viganò. Er sollte die Geschicke des Vatikans im Jahr 2012 maßgeblich prägen. Normalerweise werden unliebsame Männer wie er

diskret und folgenlos vom päpstlichen Hof verbannt und möglichst weit weggeschickt, doch im Fall Viganò sollte dieses lang erprobte Verfahren nicht gelingen.

Carlo Maria Viganò, geboren 1941 in Varese in Norditalien, hatte eine Bilderbuchkarriere als Vatikandiplomat hinter sich. Was ihm besonders zur Ehre gereichte, war der Umstand, dass er seine Zeit als Botschafter des Vatikans nicht auf höchst angenehmen Posten in gut katholischen Ländern wie Spanien oder Polen bei Champagnerempfängen verbrachte, sondern in extrem heiklen Ländern wie zum Beispiel Nigeria, einem Land, in dem Mordanschläge gegen Christen und Anschläge auf Kirchen auf der Tagesordnung stehen. Viganò hat auch den tristen Teil der Welt gesehen, und das hat ihn geprägt. Für Verschwendung, Prunk, Egoismus in der Kirche hat er kein Verständnis.

Als ihn Papst Benedikt XVI. am 16. Juli 2009 zum Generalsekretär des Governatorats macht, schwant vielen Böses. Eigentlich wird unter den Bischöfen der Kurie dieser Job als oberster Verwaltungsboss des Vatikans immer etwas belächelt, weil der zuständige Kirchenmann ganz wenig mit dem lieben Gott, dafür umso mehr mit Geld zu tun hat. Dabei ist der Generalsekretär des Governatorats nicht der Chef – das ist der Gouverneur –, aber die eigentliche Arbeit macht natürlich nicht der Chef, sondern der Generalsekretär. Er muss sich mit den höchst irdischen Angelegenheiten der Gottesmänner auseinandersetzen. Es geht um eine Unzahl von Verträgen und Genehmigungen – etwa um die, dass der Billigsprit des Papstes an der Vatikantankstelle auch verfügbar ist, was einer Familie pro Jahr etwa ein Monatsgehalt erspart. Es geht um Verhandlungen um die Gehaltserhöhungen der

Angestellten und um die Verwaltung des gigantischen Immobilienbesitzes des Vatikans, und es geht natürlich um Aufträge zur Beschaffung. Einen legendären Ruf als Spezialist für die Beschaffung hatte der US-Kardinal Edmund Casimir Szoka, Verwaltungschef der Vatikanstadt von 1997 bis 2006. Ihm gelang es, dem US-Autobauer Ford extrem günstige Konditionen für die Lieferung von Autos an den Vatikan abzuhandeln. Seitdem fahren die meisten Vatikanmitarbeiter, die ein Anrecht auf einen Dienstwagen haben, einen Ford.

Bischof Renato Boccardo war zwischen Frühjahr 2005 und Sommer 2009 Generalsekretär des Governatorats. Ich hatte mich mit ihm mehrfach über diesen Job unterhalten und ihn auch wiederholt zum Thema interviewt. Boccardo hatte nicht damit hinter dem Berg gehalten, dass es eine nervenaufreibende Tätigkeit war, weil auf so viele Interessen Rücksicht genommen werden musste. Der mit 68 Jahren noch relativ junge Viganò trat 2009 voller Elan seinen Job an. Mindestens fünf Jahre sollte er auf dem Posten bleiben, doch nach zwei Jahren war Schluss: Er hatte etwas gefunden, wonach er nicht hätte suchen sollen, weil es das eigentlich gar nicht geben konnte: Korruption in der Kirche.

Ich erinnere mich daran, dass Viganò im Herbst 2009 nach seiner Ernennung auf einem Empfang darüber sprach, dass er künftig die Vetternwirtschaft im Vatikan nicht mehr dulden werde. In den ersten Monaten seiner Amtszeit will Viganò genau diese gängige Praxis unterbinden, die darin besteht, Verwandte im Vatikan unterzubringen. Seit Jahrhunderten haben immer wieder Menschen, die einen Posten im Vatikan ergattert hatten, den Versuch unternommen, auch noch Schwester oder Bru-

der, Neffe oder Cousin in der Verwaltung des Papststaates unterzubringen – meistens mit Erfolg. Aber im Lauf der Jahre 2010 und 2011 muss Carlo Maria Viganò die Erfahrung machen, dass es im Staat des Papstes weitaus Schlimmeres gibt als das Verschachern von Posten, nämlich Bestechung in hohem Ausmaß.

Die Korruptionsfälle haben fast immer mit dem gleichen Mechanismus zu tun. Der Vatikan ist einer der größten Besitzer von Immobilien in Italien. Deswegen müssen im Namen des Papstes auch ständig Bauaufträge vergeben werden zur Instandhaltung oder Restaurierung von Gebäuden. Viele Unternehmen arbeiten seit Jahrzehnten, manche seit über 100 Jahren für den Vatikan. Konkurrenz ist unerwünscht, was dazu führt, dass der Vatikan für viele Leistungen viel zu viel bezahlt und eine ziemlich mächtige Gruppe von Unternehmen möchte, dass das auch genau so bleibt.

Doch Viganò lässt sich nicht einschüchtern. Die Warnungen, dass es übel für ihn ausgehen könnte, überhört er. Im Jahr 2011 findet Bischof Viganò schließlich eindeutige Anzeichen dafür, dass es tatsächlich weitverbreitete Korruption im Vatikan gibt.

Auch ich habe mich mehrfach mit Herren unterhalten, die mehr oder weniger offen zugaben, zu dem korrupten System im Vatikan beigetragen und davon profitiert zu haben. Sie hatten allesamt ein sehr geringes Unrechtsbewusstsein und waren einfach der Meinung, dass alles so bequem bleiben sollte wie bisher.

Seinen Feinden bleibt die Arbeit Viganòs natürlich nicht verborgen. Was jetzt beginnt, ist ein Kampf, der von Viganòs Lebenserfahrung geprägt ist. Viganò hatte in Nigeria Priester gesehen, die an vorderster Front kämpf-

ten und ihr Leben riskierten. Dass im Hauptquartier der Christenheit, im Vatikan, hingegen Geldgier regiert, weil Kirchenmänner bei der Auftragsvergabe ein Auge zudrücken, bringt den Bischof regelrecht auf die Palme.

Als er standhaft alle Warnungen ignoriert, bleibt seinen Gegnern nichts anderes übrig, als zurückzuschlagen. Das System der Korruption im Vatikan betrifft so viele Geschäfte, und Viganò weiß so viel, dass es nicht möglich ist, die Deals vor ihm zu verheimlichen. Es bleibt also nur ein Ausweg: Er muss weg. Um den Mann loszuwerden, braucht es ein Machtwort des engsten Vertrauten des Papstes: Tarcisio Kardinal Bertone muss eingreifen. Als Chef des Staatssekretariats ist Bertone Vorgesetzter des Vollblutdiplomaten Viganò. Er kann ihn mit Zustimmung des Papstes in den diplomatischen Dienst zurückberufen und weit, weit weg schicken.

Das Ganze hat allerdings einen Haken: Carlo Maria Viganò hat sich nichts zuschulden kommen lassen und ist erst seit zwei Jahren im Amt. Sein Vorgänger Renato Boccardo hatte das Amt vier Jahre lang bekleidet, bevor er abgelöst wurde. Schon damals hatte die Nachrichtenagentur Adnkronos über den »plötzlichen Wechsel« spekuliert, eine vierjährige Amtszeit war als ungewöhnlich kurz empfunden worden. Was für ein Gerede würde es jetzt erst geben, wenn Viganò nach nur zwei Jahren ersetzt würde. Seinen Gegnern ist eines vollkommen klar: Tarcisio Kardinal Bertone muss Viganò sehr weit weg versetzen und ihn dazu zwingen, zu schweigen. Nur dann kann der unliebsame Mann in der Versenkung verschwinden und die Korruption im Vatikan ungestört weitergehen.

Den Feinden von Viganò gelingt das Kunststück tat-

sächlich. Der redliche Bischof wird am 19. Oktober des Jahres 2011 weit weg versetzt und über den Großen Teich nach Washington geschickt. Vermutlich wäre die ganze Affäre damit beendet gewesen, wenn die Widersacher des Carlo Maria Viganò nicht etwas übersehen hätten. Die Tatsache, dass er nur zwei Jahre lang als Generalsekretär des Governatorats amtierte, sorgt für Spekulationen. Es muss doch einen Grund geben, dass Viganò so rasch abserviert worden war, und so kommt das Gerücht auf, dass er sich aus der Kasse des Papstes bedient haben könnte. Das wiederum bringt den Mann, der hatte aufräumen wollen, so sehr auf, dass er einen Brief schreibt. Damit beginnt der vermutlich größte Spionageskandal des Vatikans seit über hundert Jahren. Jeder Bischof, der sich ungerecht behandelt fühlt, hat das Recht, sich direkt an den Papst zu wenden, und genau das tut Carlo Maria Viganò jetzt. Er schreibt dem Papst, dass man ihn abgeschoben habe, weil er Korruption im Vatikan entdeckt hatte und das publik machen wollte. Er bittet den Papst, in den Vatikan zurückkehren und dort weitermachen zu dürfen, wo man ihn gestoppt habe. Seine Feinde im Staatssekretariat, die ihn nach Washington schicken wollten, dürften nicht gewinnen.

Der Brief ist an Brisanz kaum zu übertreffen, weil Viganò es wagte, den Unantastbaren, den besten Freund und wichtigsten Mitarbeiter des Papstes, Tarcisio Kardinal Bertone, als einen Beschützer von Kriminellen hinzustellen. Der Brief ist eine Bombe, und das begreift auch Kammerdiener Paolo Gabriele. Seit sechs Jahren sammelt er bereits heimlich Unterlagen des Papstes, doch einen so »heißen« Brief hatte er noch nie in der Hand. Er weiß, dass Journalisten sich um diesen Brief reißen würden, er

kopiert ihn und nimmt die Kopie mit. Das Original erhält Joseph Ratzinger.

Papst Benedikt XVI. hat angesichts dieses Briefes nur zwei Möglichkeiten: Entweder er feuert seinen Freund, den Kardinalstaatssekretär, weil er einen unverzeihlichen Fehler begangen hat, oder aber er lässt Viganò einfach fallen und in Washington versauern, wo er der korrupten Clique im Vatikan nicht mehr gefährlich werden kann. Der Papst entscheidet sich für Letzteres. Doch das Schicksal oder »der Teufel« (wie später Tarcisio Kardinal Bertone vermuten wird) oder aber gar der liebe Gott sorgen dafür, dass es anders kommt.

Im Januar 2012 scheint die Operation Viganò perfekt abgelaufen zu sein. Der unliebsame Bischof ist weg, die Korruption kann weitergehen wie gehabt. Der Protestbrief Viganòs an den Papst war wirkungslos geblieben, niemand ahnt, dass ihn ausgerechnet der Kammerdiener an sich gebracht hatte. Benedikt XVI. entscheidet sich, Viganò keineswegs wieder zurückzuholen, trotz dessen Bitte, die Versetzung rückgängig zu machen, um die Korruption weiter bekämpfen zu können. Offensichtlich ist Viganò tatsächlich so integer, wie seine Gegner immer gefürchtet hatten, denn statt sich öffentlich über die Ungerechtigkeit zu beschweren, die ihm mit Wissen des Papstes zugefügt worden war, schweigt der Bischof in Washington und nimmt sein Schicksal, so ungerecht es ihm auch erscheinen mag, auf sich.

Doch dann geschieht das Unvorstellbare: Paolo Gabriele kann der Versuchung nicht widerstehen, er spielt den Brief Journalisten zu. Ende Januar veröffentlichen der Fernsehsender »La Sette« sowie die Tageszeitung *Il Fatto quotidiano* den geheimen Protestbrief Viganòs an

den Papst, die komplette Intrige fliegt schlagartig auf. Benedikt XVI. und sein Kardinalstaatssekretär stehen da als Beschützer jener Verbrecher, die die Korruption im Vatikan blühen lassen. Noch schlimmer wiegt, dass jetzt bekannt wird, dass sie den Mann, der hätte aufräumen sollen, beiseitegeschafft haben. Jetzt muss der Papst öffentlich dazu stehen, dass er den Bischof hat kaltstellen lassen.

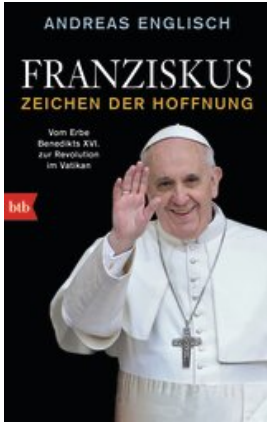
Es war ein Desaster. Das Ausmaß dieses Gesichtsverlustes zeigte allein schon die lange Schreckensstarre, in die der Vatikan verfiel. Niemand wusste, was im Fall einer solchen Katastrophe zu tun sei, und vor allem, wo die undichte Stelle liegen konnte. So verstreichen ganze zehn Tage. Erst am 6. Februar 2012 veröffentlicht der Vatikan endlich eine Stellungnahme. Aber eine wirkliche Rechtfertigung gelingt dem Vatikan nicht. Wie auch? Wie sollte man erklären, dass man einen redlichen Bischof abgeschoben hatte, der dabei gewesen war, Korruptionsfälle aufzudecken? Im Grunde bleibt dem Kardinalstaatssekretär nur übrig zu beteuern, dass der Posten des Nuntius in Washington ein hoch angesehener Posten für einen Kirchenmann sei. Aber dass Viganò den Job gar nicht haben, sondern weiter Verbrecher jagen will, dazu fällt dem Kardinalstaatssekretär nichts ein.

Im Februar 2012 begeht der Vatikan dann einen Fehler, der die eigenartige Denkweise einer absoluten Monarchie entlarvt. Das Kind war nun mal in den Brunnen gefallen, die ganze Welt wusste, dass der Vatikan den Bischof, der die Korruption hatte bekämpfen wollen, abgeschoben hatte. In einer Demokratie hätte erfahrungsgemäß jetzt die Öffentlichkeit verlangt, dass das Übel an der Wurzel gepackt, also die Korruption endlich bekämpft würde.

Aber das geschieht nicht. Es geschieht vielmehr etwas vollkommen Absurdes. Der Vatikan beschließt, Jagd auf die Leute zu machen, die die Öffentlichkeit darüber informiert hatten, dass Bischöfe kaltgestellt werden, die es wagen, die Korruption im Vatikan zu bekämpfen.

Der Vatikan beschwert sich lautstark darüber, dass der Papst ausspioniert worden sei. Die italienische Staatsanwaltschaft nimmt sogar Ermittlungen auf wegen Bespitzelung eines Staatsoberhauptes und der Gefährdung des Staates, was mit bis zu 30 Jahren Haft bestraft werden kann. Es besteht schließlich der Verdacht, dass jemand von außen, also von Italien aus, den Papst ausspioniert hat. Die nunmehr einsetzenden Vorbereitungen für die Jagd auf den Spion scheinen in der Öffentlichkeit völlig in Vergessenheit geraten zu lassen, was wirklich geschehen war. Dass der Protestbrief eines abgeschobenen Bischofs bekannt geworden ist, der die Korruption im Vatikan anprangerte, hätte doch eigentlich dafür sorgen müssen, dass der Papst etwas gegen die Korruption unternimmt. Stattdessen tut die Kurie alles, um derer habhaft zu werden, die verbrecherische Praktiken in Vatikan und Kirche aufzudecken versucht haben.

Benedikt XVI. trifft eine Entscheidung, wie sie seit Entstehung des Vatikanstaats durch die Lateranverträge im Jahr 1929 noch nie von einem Papst getroffen worden war: Zum ersten Mal setzt ein Papst eine Art »007-Sonderermittler-Kommission« ein, eine regelrechte Abteilung für Antispionage. Vorsitzender wird der als beinhart geltende Opus-Dei-Kardinal Julián Herranz Casado (* 1930). Unterstützen sollen ihn der Slowake Jozef Kardinal Tomko (* 1924), der den Vorteil hat, die Kurie in- und auswendig zu kennen, sowie Salvatore Kardinal De



Andreas Englisch

Franziskus - Zeichen der Hoffnung

Vom Erbe Benedikts XVI. zur Revolution im Vatikan

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74880-8

btb

Erscheinungstermin: Januar 2015

Ein Papst fährt Bus, wer hätte das je für möglich gehalten!

Der Wahl von Papst Franziskus ist eine Revolution vorausgegangen: der Rücktritt Benedikts XVI. Andreas Englisch deckt die Hintergründe dieses in der Geschichte des Papsttums einmaligen Vorgangs auf und beschreibt, was im Konklave letztlich den Ausschlag für Jorge Mario Bergoglio gegeben hat. Er stellt Franziskus, den ersten Nicht-Europäer auf dem Thron, eingehend vor und gibt einen Ausblick darauf, ob es gelingen kann, die drängendsten Probleme der katholischen Kirche zu lösen und im Kirchenstaat Ordnung zu schaffen.